



Turnerin Uta Schorn am Schwebebalken
„Mit Freizeitgestaltung hat ...“



Turnerin Angelika Kern beim Flick-Flack
... das nichts mehr zu tun“

KUNSTTURNEN

BUNDESREPUBLIK

Schuljahr verloren

Turntümpler wie die Funktionärin Sophie Sapper verordneten deutschen Turnerinnen „lebendig von innen erfülltes Bewegen — beschwingt, organisch, frohmachend und gemeinschaftsbindend“. In diesem Sinne turnten die Deutschen bis 1968 international nur noch in der zweiten Riege. Jüngst meisterten sie wieder den Aufschwung an die Spitze in Westeuropa.

„Jetzt brauchen wir Vergleiche mit dem Ostblock“, kündigte Bundestrainer Hans Timmermann an. Kürzlich besiegten die bundesdeutschen Mädchen Jugoslawiens Turnmädchen mit 20 Punkten Vorsprung. Pfingsten nehmen sie es mit den Polinnen auf. Nach dem 10. Platz bei der letzten Weltmeisterschaft trauen ihnen Experten für die Titelnkämpfe im Herbst schon einen Sprung unter die sechs besten Riegen zu.

Aus gymnastisch betonten Übungen zu Trommel und Triangel hatten zuerst die Russinnen das auf ihrer Ballettschule begründete Leistungsturnen entwickelt. Der bundesdeutschen Turnführung paßte die neue Richtung nicht; sie zog ihre Riege aus dem internationalen Wettkampf zurück.

Doch als die deutschen Sportfunktionäre 1964 um jeden Platz in der gesamtdeutschen Olympia-Mannschaft kämpften, mußten auch die besten Bundesturnerinnen antreten. Das Ergebnis wirkte wie ein Schock: Die schlechteste DDR-Turnerin schnitt noch besser ab als die beste bundesdeutsche.

Eine angepaßtere Turnführung unter dem inzwischen zum Präsidenten des Deutschen Sport-Bundes (DSB) gewählten Turnerchef Dr. Wilhelm Kregel ließ die Turnerinnen gewähren. Vor allem Emigranten und Gasttrainer aus dem Ostblock verbreiteten in der Bundesrepublik moderne Trainingsmethoden.

So trainierte im badischen Teningen Trainer Adam Stein aus Jugoslawien als erster mit zehnjährigen Talenten die schwierigsten Übungsteile. Turnväter kritisierten: „Er macht die armen Kinder zu Krüppeln.“ Aber Stein bewies, daß Kinder unbefangener und ohne Angst schneller etwa einen Salto lernen als Mädchen nach der Pubertät.

Mit 13 Jahren sprang Steins Musterschülerin Angelika Kern als erste Bundesdeutsche einen Flick-Flack — den Rückwärtssprung in den Handstand und weiter in den Stand. Am vorletzten Wochenende erturnte Angelika Kern, 17, zum zweitenmal die Deutsche Achtkampf-Meisterschaft. Außer ihr wagten noch drei Mädchen den Flick-Flack.

Wie Stein bildeten nun auch Trainer in München und Itzehoe, Wattenscheid und Frankfurt Früh-Teenager zu Meisterturnerinnen aus. Die Nationalriege ist im Schnitt 16 Jahre alt, die Meisterschafts-Sechste, Uta Schorn aus Leverkusen, erst 12.

„Mit Freizeitgestaltung hat das nichts mehr zu tun“, kommentierte Bundestrainer Timmermann den Aufwärtstrend, „das ist harte Arbeit, die allerdings jede freiwillig auf sich nimmt.“

Vier Turnerinnen nahm die Frankfurter DTB-Turnschule auf. Mit ihnen arbeitet Timmermann täglich. Freizeit bleibt ihnen kaum; Beatrhythmen am Bett sind an vielen Tagen die einzige Abwechslung. Alle vier Wochen reisen die auswärts trainierenden Turnerinnen der Kernriege zum Lehrgang nach Frankfurt an. Vor dem letzten Länderkampf trainierten sie täglich nahezu sechs Stunden. Das Ostblock-Maß: bis zu acht Stunden.

„Sport ist Mord“, schrieb Herta Löwenberg, 15, Spitzenturnerin und drittes von fünf Kindern eines Teninger Krankenpflegers, in einer depressiven Phase in ihr Trainingsbuch. Noch auf der Massagebank paukt sie Mathema-

tik. Im letzten Jahr versäumte sie durch Sportreisen 71 Tage. „Ohne Sport“, bedauerte ihr Lehrer, Oberstudienrat Oehring vom Emmendinger Gymnasium, „könnte sie in allen Fächern unter den besten sein.“

Neben einem Monatszuschuß von 175 Mark stiftete die Neckermann-Sporthilfe kürzlich 500 Mark für einen Erholungsurlaub wegen physischer und psychischer Erschöpfung. Ihre Klubkameradin Kern verlor durch den Leistungssport ein Schuljahr.

Dabei laufen sie Gefahr, ihr Ziel zu verfehlen — den Olympischen Endkampf 1972 in München. „Das Leistungsturnen ist auch körperlich ein Ausleseverfahren“, räumte Timmermann ein, „das wir nur durch allmählichen, stufenweisen Aufbau steuern können.“ Typische Turnverletzungen wie Gelenkschäden oder Bänderdehnungen behindern zwar im normalen Leben allenfalls vorübergehend, können Turnerinnen jedoch vorzeitig für den Leistungssport untauglich machen. Denn bis zur Höchstleistung müssen sie in der Regel sechs Trainingsjahre durchhalten.

Turntrainer Stein verließ inzwischen Teningen Teenager. Er arbeitet im Nachbarort Emmendingen mit sechs bis neun Jahre alten Kindern.

TAUCHEN

RETTUNGSGERÄT

Technisch unhaltbar

Die Deutsche Lebens-Rettungs-Gesellschaft (DLRG) bezeichnet es als ihr Hauptziel, „Menschen vor dem Ertrinken zu bewahren“. Ihr Präsidium läßt zur Rettung freilich nur Tauchgeräte einer Firma zu.

Im letzten Jahr leisteten die 254 000 DLRG-Mitglieder in 44 988 Fällen erste Hilfe. 730 Menschen retteten sie das Leben, 115mal unter Lebensgefahr. Für Hilfsaktionen halten 14 Landes-



Taucher mit Matter-Gerät
„Sicherer als andere“

verbände etwa 2500 Tauchgeräte (Stückkosten: 500 bis 1000 Mark) bereit.

Zusammen mit Technikern und Ingenieuren entwarfen die Lebensretter interne Sicherheitsvorschriften, denen das Tauchgerät entsprechen muß. Alle drei Jahre ergänzen und verbessern sie satzungsgemäß ihre Richtlinien. Vor Jahren erprobte der leitende Arzt der Retter-Gesellschaft, Dr. Josef Peter Reusch, Preßluft-Tauchgeräte der Kurt Matter GmbH KG aus Karlsdorf. Firmenchef Matter ist DLRG-Funktionär in Baden. Reusch ist überzeugt: „Matters Geräte sind sicherer als andere, die schon zu schweren Unfällen geführt haben.“

Der Arzt arbeitete die jüngsten DLRG-Richtlinien für Preßluft-Tauchgeräte aus. Das Ergebnis formulierte DLRG-Geschäftsführer Jünke: „Matter-Geräte entsprechen unseren Anforderungen.“ Andere, etwa das auf der Welt am meisten verbreitete Gerät des französischen Tiefseetauchers Jacques-Yves Cousteau, entsprechen nicht den DLRG-Maßstäben. Den vormalig wichtigsten deutschen Lieferanten, der Firma Barakuda und den Lübecker Dräger-Werken, bescheinigten die DLRG-Oberen, daß ihre Produkte den strengen Maßstäben nicht mehr genügen.

Dabei unterhält Barakuda (Jahresumsatz: über sieben Millionen Mark) vier eigene Tauchsportschulen. Die Dräger-Werke (Jahresumsatz: mehr als 100 Millionen Mark) beteiligen sich weltweit an der Unterwasser-Forschung, haben Feuerwehr und Polizei, Bundeswehr und US-Froschmänner mit Tauchgeräten ausgerüstet. DLRG-Arzt Reusch: „Wenn sie ihre Geräte unseren Richtlinien anpassen, sind sie dabei.“

Solange müssen sich die Lebensretter den Anweisungen ihrer Funktionäre fügen. Die DLRG-Ortsgruppe Rheda/Wiedenbrück klagte über die offizielle Antwort auf ihren Antrag für ein Dräger-Gerät: „50 Prozent Zuschuß, aber nur bei Matter, sonst keinen Pfennig.“ In Bremen und Schleswig-Holstein, dem bade-intensivsten Bundesland zwischen Nord- und Ostsee, meuterten die Rettungsschwimmer. „Laut Vorschrift könnten wir nur Matter kaufen“, kritisierte ein Funktionär. „Aber ganz Schleswig-Holstein ist auf Dräger ausgerichtet.“ Die beiden Rebellen-Verbände erließen abweichende Richtlinien.

Wirtschaftlicher Gewinn winkt den großen Firmen bei den geringen, an die DLRG abgesetzten Stückzahlen kaum. Zudem unterstützen sie DLRG-Organisationen finanziell und gewähren Rabatte von 20 und mehr Prozent. Die Branchen-Riesen kämpfen für ihr Prestige.

Zum Donnerstag dieser Woche haben die DLRG-Ärzte zu ihrer Bundestagung in Lübeck den Dräger-Ingenieur Gerhard Haux eingeladen. Er soll über die „Sicherheit des Rettungstauchers“ referieren. „Ich muß den Herren vorhalten“, kündigte Haux an, „daß einige Punkte der DLRG-Bestimmungen technisch nicht haltbar sind.“

AUTORENNEN

FAHRER-GEWERKSCHAFT

Tariflohn der Angst

Auf dem Jarama-Rennkurs von Madrid warteten 20 Grand-Prix-Fahrer auf den Start — drei mehr als zugelassen. Polizisten stürzten auf die Piste und zerrten den Schweizer Josef Siffert aus dem Wagen. Sein Konkurrent Graham Hill protestierte. Nun packten Polizisten auch ihn. Doch Hill hatte sich schon angegurtet. Endlich verzichteten zwei andere Fahrer. Das Rennen begann.

Die „Konfusions-Corrida“, so das Fachblatt „auto, motor und sport“, verbreitete im Fahrerlager eine „Epidemie des Ärgers“. Sie verschärfte noch der Klassenkampf, den die Renn-



Rennfahrer Siffert im Asbestanzug
„Verdammtes Business“

fahrer gegen die Rennveranstalter eröffnet hatten.

Weltmeister Jackie Stewart (Jahreseinkommen: 900 000 Mark) war von den Fahrern zum Sprecher gewählt worden. Nach dem Todessturz seines schottischen Landsmannes Jim Clark 1968 auf dem deutschen Hockenheimring hatte er Investitionen für die Sicherheit durchgesetzt: Zusätzliche Leitplanken schützen seither die gefährlichsten Rennstrecken.

Als in Spa zum Großen Preis von Belgien 1969 Leitplanken von den Veranstaltern noch nicht errichtet waren, erzwang Stewart die Absage des Rennens. Nachdem der Italiener Lorenzo Bandini auf dem Kurs von Monte Carlo in seinem Wagen verbrannt war, forderten und erhielten die Fahrer feuersichere Asbestanzüge.

Dagegen verdächtigten die Veranstalter die Starter, nicht mehr mit vollem Einsatz zu fahren. Denn einige kletterten schon nach den ersten Runden der bis zu 400 Kilometer langen Rennen wegen vermeintlicher Materialschäden aus ihrem Cockpit. Den-

noch kassierten sie die vollen Startgelder, die bei Spitzenfahrern wie Stewart sogar 20 925 Mark betragen.

Als Gegenmaßnahme ersannen die Veranstalter für 1970 ein neues Tarifsystem, das mehr Lohn für mehr Angst verspricht: Wer vom Start bis ins Ziel führt, kassiert am meisten. Wer nach einem Drittel der Strecke vorn fährt, verdient neben dem Startgeld von 5860 Mark weitere 3350 Mark. Selbst wer als Letzter ins Ziel rollt, erhält noch mehr als ein frühzeitig ausgeschiedener Fahrer. Sogar die besten Trainingszeiten bringen Prämien ein.

„Die Einnahmen aus Formel-I-Rennen machen nur ein Zehntel meines Jahresverdienstes aus“, erklärte Jochen Rindt, der wie Stewart am Genfer See eine Villa besitzt. Er wick zusätzlich in die Formel II aus. „Dort sind die Gagen wesentlich höher als bei den Großen Preisen.“

Der zunächst nur für europäische Grand-Prix-Rennen eingeführte Tarif empörte selbst den amerikanischen Spitzenfahrer Mario Andretti: „Das ganze Start-System der Formel I stinkt.“ Denn die Lohnspirale lockte mehr Fahrer an den Start als 1969. Rennkurse wie in Madrid und Monte Carlo erwiesen sich jedoch als zu eng für große Startfelder.

So beschränkten die Veranstalter die Starterzahl. Dazu mußten sie am Vorabend eines „Großen Preises“ Qualifikationsrennen ansetzen. Die zugkräftigsten Stars wollten sie freilich nicht etwa durch einen Defekt vor dem eigentlichen Rennen verlieren. Deshalb setzten die Organisatoren im voraus zehn Spitzenfahrer als Dauerstarter für die Saison fest, darunter auch John Surtees, der seit Jahren in der Formel I mit einem veralteten Privatwagen den Konkurrenten hinterher fährt.

Den Schweizer Siffert hingegen, der 1968 sogar einen Grand Prix gewonnen hatte, schickten die Madrider Manager in die Ausscheidung. Binnen 30 Minuten mußten zwölf Fahrer bei starker Hitze die schnellsten Rundenzeiten erzielen, um einen der sechs freien Startplätze zu ergattern.

Nach 20 Minuten prallte der Engländer Piers Courage gegen die Leitplanke. Das Wrack blockierte die Fahrbahn, die Jagd wurde abgebrochen. Bis dahin hatte Siffert eine der schnellsten Zeiten erzielt, aber sein Wagenheck war geborsten und mußte repariert werden. Da ordneten die Funktionäre am Abend die Fortsetzung der Qualifikation an. „Jetzt ist die Bahn kühler und schneller“, protestierte Siffert. Acht Konkurrenten unterboten seine Zeit. Anderntags verteilte die Polizei Sifferts Start.

Gegen die Ausscheidung von 16 Fahrern um sechs Startplätze für den Grand Prix von Monte Carlo am letzten Sonntag protestierte die Fahrer-gewerkschaft vergebens. „Wie lange wollen wir noch in diesem verdammten Business bleiben“, fragte Weltmeister Stewart.